Warburger Warte

Frühe.

Gleich einem feinen Psalme
Wind über die Wiese läuft,
Von jungen Birken träuft
Licht auf die schauernden Halme.

Gesenkten Hauptes steht
Der Bauer bei seinem Pferde, —
Geist der Gottheit geht
Ueber die Erde.

August Wagner-Postel.

Bauernspruch.

Schwer ist unser Schritt,
Breit und sonnenbraun die Hand.
Wo wir schreiten, wandert mit
Urkraft aus dem Väterland.
Wenn wir säen, dienen wir
Priesterlich im Arbeitskleid.
Wenn wir mähen, bauen wir
Dämme gegen Not und Leid.
Trotzig, erdhaft, wetterhart
Hüten wir der Väter Art.

Julius Bansmer.

Heimatecke

Forstschädlinge

Von Heinrich Falke, Forstreferendar

Im Interesse der Erhaltung der in Warburgs näherer Umgebung heranwachsenden Fichtenbestände, denen vom forstwirtschaftlichen Standpunkte zwar keine allzu große Bedeutung zukommt, die aber von keinem Spaziergänger gemißt werden möchten und außerordentlich zur Belebung des Landschaftsbildes beitragen, sei auf Folgendes hingewiesen. Am unteren Rande des sog. Wormeler Wäldchens hat man vor einiger Zeit in gewissen räumlichen Abständen an mehreren Stellen die Fichten in Löchern von ungefähr 10 m Durchmesser aufgelichtet. Einige dieser Stellen sind mit jungen Buchen ausgepflanzt worden, auf den anderen macht sich nur das Unkraut breit. Es ist nicht ganz ersichtlich, weshalb diese Löcher gehauen wurden, vielleicht um die Eintönigkeit des Fichtenwaldes durch das hellere Grün der Buche etwas zu beleben. Sollte diese Absicht vorgelegen haben, so hätte man die Buche als Schattholz vielleicht auf eine andere Art zweckmäßiger einbringen können, ohne, wie wir gleich sehen werden, durch die größeren Lücken den bereits vorhandenen Bestand zu gefährden. Wenn man sich nämlich die Randbäume der genannten Löcher ansieht, so stellt man fest, daß einige dieser Bäume bereits vollkommen entnadelt dastehen, andere augenscheinlich mit kaum noch begrüntem Gipfel um ihr Leben kämpfen. Der Unbefangene mag zunächst glauben, die Bäume seien vertrocknet, schaut er aber näher hin, so wird er aus der Rinde der Stämme überall verteilt seine Harztröpfchen bezw. kleine Flocken von Bohrmehl austreten sehen. Beim Aufdecken der Rinde hat man dann die Ursache für das Zugrundegehen der Bäume vor Augen. Ein ganzes Heer von Borkenkäfern hat die Rinde bis auf den Splint vollkommen zerfressen. Offenbar sind die Bäume durch die plötzliche Freistellung in ihrem physiologischen Zustande geschädigt worden und haben so die Grundlagen für das erste Auftreten des Käfers geboten, der ja meistens zunächst krankes Material befällt, um in den folgenden Generationen dann langsam auch auf den gesamten gesunden Bestand überzugehen. Den Fraßbildern entsprechend, stellt sich der winzige kaum 2 mm große Käfer unter der Lupe als der „Kupferstecher“ (Pityogenes chalcographus) vor. Zwar reicht er mit seiner Schädlichkeit nicht an seinen Vetter aus des Familie der Ipinen den Buchdrucker (Typographus) heran, doch gehört er nach diesem mit zu den bedeutendsten Waldschädlingen. Ein Blick auf die Innenseite eines abgeschälten Stückes der Rinde zeigt die große Vermehrungsmöglichkeit, die der Käfer besitzt. Von den 4—6 sternförmig angelegten Muttergängen gehen fächerartig und fast so zahlreich wie die Nadeln eines Kieferntriebes die Larvengänge aus, in denen an jedem Ende ein Lärvchen seinen vernichtenden Fraß ausübt. Die augenblicklich in der Entwicklung begriffenen Larven werden gegen Ende dieses Monats in das Puppenstadium übergehen, um Mitte Juli als fertige Käfer zu schwärmen. Sodann suchen sie sich noch unbefallene und gesunde Bäume zu neuem Fraße. In den frisch angelegten Muttergängen werden die Eier für eine noch in diesem Jahre zur Entwicklung gelangende Generation abgelegt, und der Larvenfraß beginnt nochmals. Zum Glück kommt von der großen Anzahl der Larven immer nur ein kleinerer Prozentsatz zur vollen Entwicklung, während der andere, größere Teil durch Parasiten usw. zugrunde geht. Aber immerhin ist die Ausbreitungsmöglichkeit des Käfers noch beträchtlich groß. Da der Chalcographus gerade die dünne Rinde von Stangenhölzern bevorzugt, ist eine Gefahr für die Vernichtung der Fichten des Wormeler Wäldchens nicht von der Hand zu weisen und ein Abersiedeln der Käfer auf die jenseits der Diemel an der Wasserstation stehenden Fichten wäre nicht ganz ausgeschlossen. Die Tatsache, daß sich an einer Fichte auch bereits die Anwesenheit eines anderen Schädlings, des zur Familie der Hylerinen gehörigen Hylurgops palliatus, feststellen läßt, beweist, daß man dieses zunächst noch in kleinen Grenzen sich bewegende Auftreten der Borkenkäfer nicht außer Acht lassen darf und sofortige Abwehrmaßnahmen am Platze sind. Noch vor der Verpuppung der Larven sollte jedenfalls das ganze als befallen erkannte Material gefällt und geschält werden. Vor dem Schwärmen der Jungkäfer wäre es angebracht, eine Anzahl gesunder Bäume in der nächsten Umgebung der verseuchten Stellen zu werfen, damit sie als Fangbäume die ausfliegenden Käfer an sich ziehen. Schließlich dürfte eine ständige Beobachtung der gefährdeten Stellen sowie eine häufige Kontrolle des übrigen Bestandes notwendig sein, um der Gefahr wirksam begegnen zu können.

Bei dieser Gelegenheit sei ferner darauf hingewiesen, daß auch die Kiefern des Wormeler Wäldchens augenblicklich teilweise von einem Schädling, dem „großen Waldgärtner“ (Hylesinus piniperda) befallen sind. Doch dürfte mit einer größeren Ausbreitung des Käfers nicht zu rechnen sein, da er zum Fraß seiner Brutgänge nur krankes und abgestorbenes Material zu befallen pflegt. Der Ernährungsfraß der Jungkäfer, der im Aushöhlen der Markröhren der Triebe besteht und diese zum Absterben bringt, kann aber auch gewissen Schaden anrichten und eine Entfernung der befallenen Stämme, die bereits abgestorben sind, wäre erforderlich.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

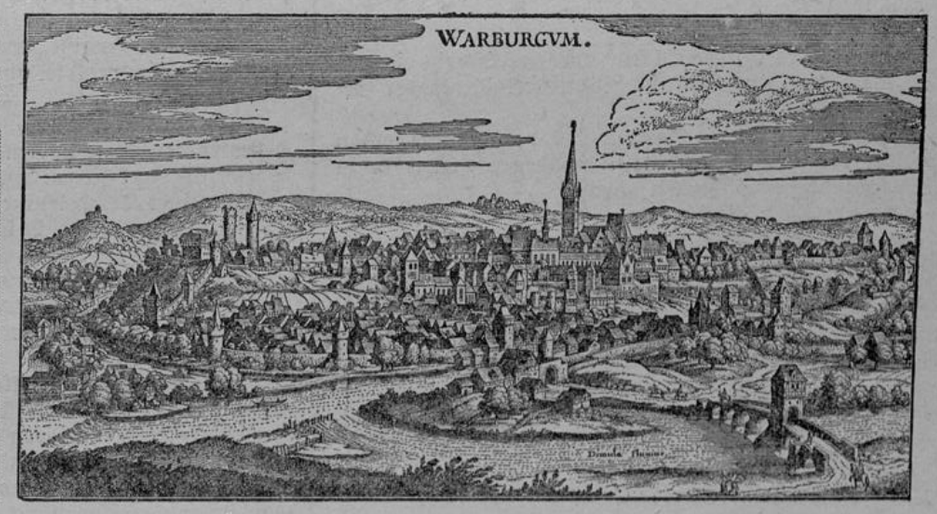
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 48 13. Juni 1931 6. Jahrgang

Passagier aus dem Flugzeug gestürzt.

ROMAN VON P. WILD

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle 1931

(7. Fortsetzung.)

Ohne Bedenken trat ich ein. Als ich die Tür öffnete stand fast unmittelbar vor mir die Gestalt eines mehrarmigen Gottes in purem, getriebenem Gold. Verzückt betrachtete ich die fließenden Linien, die fabelhafte Technik des Künstlers, genoß die Feinheiten der Durcharbeitung und einer Auffassung, die der unseren fern lag.

Unter dem Bild ist eine Inschrift eingehämmert. Wenn ich sie doch entziffern könnte! Sonderbar! Als ich mich umwandte, stand jemand neben mir. Gedankenlos fragte ich ihn:

„Wie heißt die Inschrift?“

Neben mir erklang eine Stimme mit getragenem Wohllaut in eigenartig ausgesprochenem Deutsch:

„Von Wichnu, Siva, Brahma,
Wer er sei,
Ist Jeder jeder hier
Der sel'gen Drei.“

Der Mann neben mir war kein Deutscher, auch kein Europäer, wenn er auch europäische Kleidung trug. Argwöhnisch betrachtete er mich, als wundere er sich, mich hier anzutreffen.

„Danke!“

Damit verließ ich den Tempel.

Er folgte mir.

„Wie sind Sie in diesen Tempel gekommen?“

Seine Frage klang herrisch.

„Mit Erlaubnis Seiner Hoheit des Maharadscha!“ wies ich den mitklingenden Vorwurf mit der höchsten Autorität zurück.

„Kein Ungläubiger darf das Tempelinnere betreten“, beharrte er.

Ich zuckte mit den Achseln.

„Was geht das mich an, jetzt, wo ich hier gewesen bin.“

„Ich warne Sie, ähnliche Versuche zu wiederholen“, fuhr er dann ernst fort. „Es könnte zu Unzuträglichkeiten führen.“

Ich liebe keinen unerbetenen Rat. Der weckt in mir stets eine Art Opposition.

„Danke!“ erwiderte ich kurz. „Ich weiß selbst, was ich zu tun habe.“

Damit wandte ich mich kurz zum Gehen. Am Ende des Arkadenweges hielt mich ein Diener, sichtlich erschrocken, an, bat um meinen Besuchsschein. Ich wies ihn vor. Alsdann schüttelte er mit dem Kopfe.

„Kein Fremder darf in die Arkaden.“

Ich schwieg und ging weiter. Es dauerte nicht lange, da trat ein zweiter Diener zu mir, in reicher, indischer Tracht.

„Sahib, Seine Hoheit der Maharadscha befiehlt. Folge mir.“

Ich war ehrlich erstaunt. Seine Hoheit befiehlt? Was wußte er von mir?

Gleichviel: Der Herr des Märchens befahl, ich gehorchte.

Schweigend führte mich der Mann zum Palast. Wir durchschritten die weite Vorhalle. Die Wände waren mit köstlichen, goldeingelegten Mosaiken verziert. Pfauenblau beherrschte den Raum; in sinnbetörender Schönheit folgte ein Prunksaal.

Endlich blieb der Diener stehen, hob den Vorhang aus edelstem Material, machte einen Salaam, fast bis zum Boden, ließ mich eintreten.

Ich stand vor — dem Fremden aus dem Tempel.

Ich war überrascht, verlegen; schämte mich meiner Unhöflichkeit.

Ein feines Lächeln umhuschte das ernste Männergesicht.

„Sie haben unbefugterweise den Tempel betreten, wollten meine Begründung draußen nicht anhören. Darf ich jetzt sprechen?“

„Hoheit...“

Unsere Unterhaltung war bald sehr anregend. Ein aufgeklärter Herr, der Maharadscha, der Welt und Menschen kannte. Asien und Europa. Seine Art hatte etwas unendlich verbindlich Liebenswürdiges, das doch Abstand wies und wahrte.

Er ließ Tee bringen. Wir saßen einander plaudernd gegenüber.

Ein unwahrscheinlicher Augenblick.

Ich beantwortete offen seine Frage, was mich nach Indien führte.

Langsam hob er die schweren Lider, sah mich durchdringend an.

„Wenn Sie nicht Polizei sind, warum tun Sie dann Polizeidienste?“

Diese Frage überraschte mich.

„Nicht um des Geldes willen“, wehrte ich mein eigenes Erschrecken ab. „Vielleicht aus Abenteuerlust, um der Gerechtigkeit willen ...“

„Oder um der jungen Dame willen, von der Sie soeben sprachen, der Tochter des Verschwundenen“, setzte er in selbstverständlicher Sicherheit hinzu.

Hatte er recht? Vielleicht!

Ich schwieg. Er sann nach.

Vielleicht kenne ich den Verbrecher ...“

„Hat er Ihnen das Patent angeboten, Hoheit?“ vergaß ich mich. Mein Herz jagte.

„Nicht uns. Doch wir haben Agenten. Mehr kann ich jetzt nicht sagen. Auch unser Interesse gilt dem Manne; er ist ein großer Verbrecher. Vielleicht ist es derselbe, auf dessen Fährte wir sind. Wie lange bleiben Sie in Furespoore?“

„Das hängt von den Umständen ab, Hoheit.“

„Haben Sie seine Spur?“

„Leider nein, Hoheit.“

Pause.

Dann meinte er, vom Thema abweichend:

„Sind Sie Jäger?“

„Ein leidenschaftlicher Jäger, Hoheit. Das liegt im Blute.“

„Wollen Sie eine Tigerjagd mitmachen?“

Wollen? Welche Frage! Am liebsten hätte ich laut herausgebrüllt, wie in meiner Indianerjungenzeit.

„Dazu habe ich wohl kaum Gelegenheit, Hoheit.“

„Mein Jäger hat mir eine Tigerfährte gemeldet. Wollen Sie mit ihm ins Dschungel? Er ist zuverlässig.“

Ich strahlte. Solch ein Glückspilz! Kaum in Indien und eine Tigerjagd erleben, noch dazu als Gast des Maharadschas.

„Sie müssen morgen in aller Frühe bereit sein. Können Sie das?“

Bedenken kamen mir.

„Ich habe keine Jagdausrüstung“, sagte ich kleinlaut.

„Lassen Sie das meine Sorge sein.“ Er klatschte in die Hände.

Wie aus dem Boden gewachsen, stand ein baumlanger Inder vor ihm.

Fragen, Antworten, her und hin. Der Maharadscha schüttelte ein paarmal ungläubig mit dem Kopfe, der andere schien irgend etwas mit Bestimmtheit zu versichern.

„Mein Sekretär, Shah Suja, glaubt den Dieb zu kennen. Es ist, wie ich annahm. Er hat das Patent einer anderen verräterischen Seite angeboten. Eine internationale Bande, deren Führer eine Frau ist. Sie ist verschwunden. Seit Monden. In Europa. Es heißt, sie sei zurückgekehrt, in Bombay gesehen worden. Wir werden sie suchen. Mein Sekretär wird sich erkundigen. Wie nannten die Verbrecher sich drüben?“

„Mister und Mistreß Glox, Hoheit. Das heißt, das sind die Leute, die ich suche.“

„Und die wir suchen“, stimmte er zu. „Doch wir brauchen Zeit. Gehen Sie mit Meeratti Barma, meinem Jäger, zur Tigerjagd. Vielleicht, wenn Sie zurückkehren, wissen wir mehr. Die Subjekte sind ja alle käuflich, nach dieser und jener Seite. Wir werden sehen.“

Ich schwankte ein letztes Mal. Verstieß der Jagdausflug nicht gegen meine übernommenen Pflichten?

Unsinn! Ein Tor, der solche Gelegenheit ausschlägt.

Dankend verneigte ich mich.

„Gegen vier Uhr früh sind Sie bereit?!“

„Wie Hoheit befehlen.“

Ehrfurchtsvoll verneigte ich mich.

„Auf Wiedersehen und Hals und Beinbruch!“

„Meinen Dank, Hoheit.“

Draußen erwartete mich ein Auto.

* * *

Als schluckte es Zeit und Raum, durchjagte das Auto am nächsten Morgen in Hundertkilometer-Geschwindigkeit das Land. Hemmnisse, nachgebender Sandboden, schwankende Sümpfe, weglose, ungepflegte Strecken mußten überwunden werden.

Eine wilde, einsame Landschaft. Zerklüftete Berge, Palmwälder, verschlungenes Dickicht, Reisfelder, Ruinen, Dörfer, Tempel flogen vorüber.

Vor einer Tempelruine in Tanganai hielt der Wagen. Weiter konnten wir nicht fahren. Wilde, unberührte Natur wehrte sich gegen unser Eindringen. Doch es war vorgesorgt. Jagdelefanten warteten auf uns. Mit ihnen sollten wir ins Dschungel.

Meeratti Barma, der Leibjäger des Maharadschas, war unser Führer.

Nachdem wir ein kleines Frühstück eingenommen hatten, bestiegen wir die Elefanten. Seit meiner Jugend, bei einem Ritt durch den Zoologischen Garten, hatte ich nie wieder solch stolzes Reittier bestiegen.

Ich fieberte dem Kommenden entgegen, fast angstvoll, daß im letzten Augenblick noch irgendein Zufall die Erfüllung des heiß Ersehnten zerschlagen könnte.

Uebrigens: das Getragenwerden auf dem Rücken eines Elefanten hat auch „Schattenseiten“.

Immerhin sah ich von solch hoher Warte zum ersten Male das Dschungel. Bis dahin war es mir eigentlich nur durch Kiplings anschauliche Schilderungen bekannt.

Er hat es aus tiefster Naturverbundenheit beschrieben, und seine Worte sind doch nur ein matter Abglanz dessen, was die lebendige Natur ist. Glutvolle Farben, üppige Vegetation, überwältigender Formenreichtum überraschen. Schreiende Farben phosphoreszierender Riesenblüten in nie geschauter Pracht und Größe. Grün in allen Schattierungen, vom lichthellen Gold bis zum braunschwarzen Dornengestrüpp, mit stachelgewordenen Blättern. Pflanzengehänge von Lianenarten hingen, sich innig ineinander verschlingend, von Baum zu Baum: Ketten, Girlanden von sinnbetörendem Zauber.

Oft war es nachtdunkel. Je weiter wir vorwärts drangen, desto rebellischer wurde mein Blut. Als passionierter Jäger packte mich Jagdfieber, stärker denn je im Bewußtsein: diese Jagd war keine Spielerei, war Glück, Gefahr.

Kaum vermochte ich den Augenblick der endlichen Ankunft an dem uns bestimmten Ziel abzuwarten. Angst peinigte mich, Zweifel. Würde der Tiger kommen?

Immer tiefer ging es ins Dunkel. Schwieriger wurde das Durchkommen. Schritt für Schritt, mühsam das Vordringen. Oft mußte das scharfe Beil überhängendes Geäst abschlagen, die Bahn frei machen.

Halt! Für die Elefanten war kein weiteres Durchkommen möglich. Wir stiegen ab und drangen, Gewehr im Arm, oft kriechend, zwischen dem dichten Unterholz und Gestrüpp vorwärts.

Die Vegetation war ein unentwirrbares Chaos. Katzengleich gewandt, fanden die Eingeborenen immer einen Durchschlupf. Ich folgte ungeschickter. Wir pirschten uns teilweise kriechend weiter. Das geringste Geräusch peitschte die Nerven auf. Meist war es harmlos. Ein Affe, der sich von Baum zu Baum schwang, flüchtendes Kleinwild, kreischende Vögel. Alles, was beutegierig das Dschungel belebte.

Wie fern lag alle Kultur, weltenfern die Zivilisation! Urinstinkte erwachten. Unendlich klein fühlte ich mich, gemessen an den Wundern der Umgebung.

(Fortsetzung folgt)

Bei dem einsamsten Menschen der Welt

Von Anton E. Zischka-Paris

Einmal im Jahre fährt ein langsamer, nicht mehr ganz neuer Proviantdampfer der „Gesellschaft für Schiffbrüchige“ von Australien nach dem Crozzet-Archipel ...

Zwei Jahre lang war ich auf der Jagd nach Abseitigem gewesen, der Jagd nach außergewöhnlichem Lesestoff, nach nie gesehenen Bildern, von der Peitsche der Aktualität durch alle Erdteile gehetzt. Nun wollte ich Ruhe haben. Und so kam ich an Bord des Proviantdampfers, gelangte nach Hog Island, und — durch Zufall nur — sah ich den einsamsten Menschen der Welt.

Hog Island? Eine Felseninsel, vom Mai bis zum Dezember mit Eis bedeckt, die zum Crozzet-Archipel gehört, tausend Kilometer von der letzten menschlichen Ansiedlung entfernt ist. Fast an der Grenze des ewig stürmischen, südlichsten Indischen Ozeans liegt Hog Island, ganz nahe der Packeisgrenze der Antarktis. Ein uraltes Felseneiland, eine Urweltinsel mit Kratern und zerrissenen Felsen, auf der kein Baum wächst, sondern blaues Moos und ein wenig stachliges Gestrüpp.

Zwei Blockhäuser sind auf der verschollenen Insel errichtet worden, Hilfsstationen für Schiffbrüchige. Unser Dampfer hat Benzin und Oel an Bord, Mehl und Pökelfleisch, Konserven, Leinen, Leder, Reis und Bohnen, Nägel und Bretter. Damit sollen die Proviantmagazine aufgefüllt werden. Die Magazine, die ein einziger, unendlich einsamer Mensch verwaltet, ein im unendlichen Meer verlorener.

Dieser Mann lebt erst ein Jahr auf Hog Island. Und es ist nicht sicher, ob er auf unserm Schiff zurück in die bewohnte Welt flüchten wird. Denn seit Richard Hardy starb, der 13 Jahre auf Hog Island hauste, der zum Helden wurde, zum geheimnisvollen Schutzengel aller Seefahrer dieses stürmischen Meeres, seitdem ist der Mann, den wir nun besuchen, der erste Wächter, der auf Hog Island der Welt entsagen wollte.

Ein Geheimnisvoller, dessen Namen niemand kennt, von dem man nichts anderes weiß, als daß er sich in Sidney der „Gesellschaft für Schiffbrüchige“ anbot; er wolle auf Hog Island leben, wenn sein Name, seine Vergangenheit für immer unenthüllt blieben. Man nahm ihn, zahlt ihm fünfhundert Mark im Jahr dafür, daß er wartet, bis ein Schiff auf seinem Felsenriff strandet, daß er den Verunglückten die Depots öffne ... dafür, daß er tausend Kilometer von allen andern Menschen lebt, daß er der einsamste Mensch der Erde ist. Auf unserm Dampfer erzählen sie, daß der Wächter ein Deutscher sei. Daß er — wie Hardy — kein Wort zu der Mannschaft sagte, als er in die Verbannung ging.

Und dann erzählen sie natürlich von Richard Hardy, dem ersten Wächter auf Hog Island, dem Mann, der nie sprach, der die Post, die einmal im Jahre zu ihm kam, ungelesen ins Feuer warf ... 13 Jahre lang hatte er auf Hog Island gelebt und Steine gesammelt, sie nach den verschiedenen Farben geordnet und gezählt ...

Einmal stand in seinem Tagebuch: „Nebel und fast undurchdringlicher Dunst seit 34 Tagen. Ich höre schwimmende Eisberge an die Steinriffe krachen. Wache und bin ganz allein. Ich muß nun etwa 61 Jahre sein.“

13 Jahre lebte so der Einsame, sah täglich die Depots nach, damit nicht die Feuchtigkeit sie verderbe. Robben kamen manchmal auf die Insel, manchmal trieben auf riesigen Eisschollen Eisbären bis nach Hog Island. Im vierzehnten Jahre seines Dienstes starb Hardy. Allein. Ein Walfischfänger, der seine Vorräte ergänzen wollte, fand den verwesten Leichnam. Man zündete Hardys Blockhaus an, begrub die Asche und wälzte Felsbrocken darüber. Eine Holztafel dazwischen trägt die Inschrift „Hier ruht Richard Hardy, ein Freund der Schiffbrüchigen.“

Und hier an dieser Tafel fanden wir den andern ...

Tage des Sturms und des Nebels, Tage völliger Einsamkeit schon auf dem Schiff. Und dann sind wir endlich auf Hog Island.

Smith-Robertson, der Kapitän, sucht schon lange die Küste ab, ruft besorgt den ersten Steuermann. Wir alle suchen die Insel mit den Gläsern ab. Aber nur die Gischt, die sich an den schwarzen Felsen bricht, ist lebendig, nur Albatrosse, zwei Robben dann können wir entdecken. Keinen Menschen ...

Das Boot kämpft sich in die Eclipse-Bucht. Wir gehen an Land. Suchen in den Schuppen, in der Hütte aus starken Bohlen ... Nichts. Kalt die Asche am Herd.

Unterhalb der Blockhütte ist ein Felseingeschiebe aufgetürmt. Es sieht wie ein riesiger Stuhl aus, zu dem mit einem Hammer Stufen ausgeschlagen sind. Auch hier nichts.

Da schreit weit hinten ein Mensch auf, wir laufen zu Petersen, dem Koch, der zurückgeblieben war, und stehen mit ihm vor dem Grab Hardys. Ein paar Felsentrümmer ... und darüber hingeworfen ein Klumpen, der einmal ein Mensch gewesen sein muß, ein Bündel unsäglich verwitterter Kleider mit einem halb verwesten Leib darinnen. Was einmal Arme waren, ist um die Holztafel geschlungen. Trotz der Verheerung durch Wetter und Zeit blieb die Stellung erhalten, das Hinlagern der Verzweiflung.

Der Wächter von Hog Island ist tot. Kein Zeichen, daß er sich das Leben nahm. In seinem Blockhause aber finden sich zerbrochene Ampullen. Als der Leichnam bestattet wird, entdeckt man eine kleine Injektionsspritze ...

Der amtliche Bericht sagt, daß der Wächter von Hog Island sich mit Morphium vergiftete, als er die Schmerzen einer unbekannt gebliebenen Krankheit lindern wollte. Oder ...

Ein Unbekannter ist aus der Einsamkeit geflohen, nachdem er freiwillig die Welt der Menschen verlassen hatte. Ein Namenloser, ein unendlich Einsamer.

Wieder ist der Posten eines Wächters auf Hog Island frei. Wieder wird ein Mensch gesucht, der dafür sorgen soll, daß keine Schiffbrüchigen hilflos zugrunde gehen ...

Damals, als der französische Dampfer Tamaris bei Hog Island strandete, gab es noch keine Depots. Die dreizehn Ueberlebenden fanden vereiste Felsen ... sonst nicht. Nackt, wahnsinnig vor Angst fingen sie einen Albatros, der noch nie Menschen gesehen hatte, der ganz nahe kam. Sie banden ihm eine Kupferplatte um den Hals, und das Wunder geschah. Verrückt gemacht durch die fremde Last, floh das Tier in die Unendlichkeit des Ozeans, kam der Albatros halbtot nach Freemantle. Dort, an der Westküste Australiens, entzifferte man die Botschaft, las das ins Kupfer geritzte „Rettet sofort die 13 Mann des Schiffes Tamaris. Sie befinden sich ohne alles auf Crozzet. Sind in höchster Not ...“

Eine der unwahrscheinlichsten Rettungen kam so zustande. Halbverhungert wurde die Mannschaft der Tamaris geborgen. Seither ist das Depot errichtet worden. Seither gibt es hier im äußersten Winkel des indischen Ozeans eine Möglichkeit der Rettung. Sturm, Nässe, Schnee drohen immer wieder die Vorräte zu zerstören. So sucht man Wächter für Hog Island.

Der erste starb am Alter ... starb wohl, wie er gelebt hatte.

Der zweite endete in Verzweiflung, kein Mensch wird je wissen, wie. Kein Wort hat er in die Bücher geschrieben, die Hardy wenigstens mit den Berichten über seine Steine füllte. Unbekannt, unendlich weit weg von allen Wesen seiner Art ist der zweite Wächter gestorben. Der einsamste Mensch der Welt. Und man weiß nicht einmal, wie er hieß. Wer wird der Dritte sein?

Gedankensplitter.

Von Bernhard Frederich.

Ueber Mangel an wahrem Genie muß oft ein Uebermaß an äußerlicher Genialität hinwegtäuschen.

*

Die Diktatur der Mode ist eine Notwendigkeit für die große Masse derer, die von der Freiheit, sich zu kleiden, wie es ihnen beliebt, keinen rechten Gebrauch zu machen wissen.

*

Man steht oft denjenigen am nächsten, die am weitesten entfernt von einem weilen.

*

Ehrgeiz und Ehrgefühl sind sehr verschiedene Eigenschaften: Während starker Ehrgeiz äußerst vorteilhaft für diejenigen ist, die im Leben vorwärts kommen wollen, wirkt ausgesprochenes Ehrgefühl oft recht hemmend.